Die Schweizer sind Museums-Freaks

Autor(en): **Krill, Marie-Jeanne**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **- (2003)**

Heft 59

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-553317

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

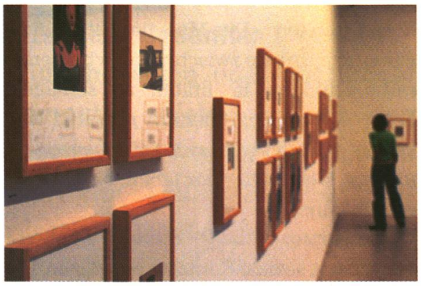
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Schweizer Museen wirken als Publikumsmagneten, und die Besucher – hier im Fotomuseum Winterthur (links), der Sammlung Hauser und Wirth von St. Gallen (rechts) und dem Kunsthaus Aarau – sind gemischter als in anderen Ländern.



Die **Schweizer** sind Museums-**Freaks**

Mit durchschnittlich einem Besuch pro Monat gehen die Schweizer vier Mal häufiger ins Museum als die Franzosen. Eine Lausanner Studie ist den Gründen auf die Spur gegangen.

VON MARIE-JEANNE KRILL

BILDER KEYSTONE

Das Angebot an Freizeitbeschäftigungen ist so vielfältig wie nie zuvor. Und dennoch bleiben die Schweizer einem Ort treu, der auf den ersten Blick ein wenig verstaubt erscheinen mag: dem Museum. Mehr noch: Seit zwanzig Jahren schwärmen sie für die Museen, deren Zahl in den letzten zehn Jahren von 900 auf 1000 gestiegen ist und sich in den letzten 100 Jahren gar verzehnfacht hat. Aber wer sind all die Leute, die in die Museen strömen, und was suchen sie dort? Um dies zu erfahren, haben die Soziologin Arlette Mottaz Baran und ihr Team von der Universität Lausanne die Museumsleitungen und die Besucher einen detaillierten Fragebogen ausfüllen lassen. Die Schweiz ist, wie die Antworten zeigen, geradezu einzigartig.

Ein Besuch pro Monat

So erfährt man, dass bei uns der Besuch von Museen nicht einer Elite vorbehalten ist. Das Publikum ist sehr viel gemischter als anderswo; zwar ist der Anteil an Studierten hoch, doch daneben finden sich auch Personen mit einfacher Ausbildung. Eine solche Vielfalt findet sich auch beim Alter wieder, das im Durchschnitt ungefähr 49 Jahre beträgt, und beim Geschlecht, auch wenn etwas mehr Frauen anzutreffen sind als Männer. Mit durchschnittlich einem Besuch pro Monat gehen die Schweizer besonders häufig ins Museum, vier Mal öfter als beispielsweise die Franzosen. Die Befragten gaben an, dass für sie ein Museumsbesuch die beliebteste Kultur- und Freizeitbeschäftigung sei und sogar einem Kinobesuch vorgezogen werde. Erstaunlich ist auch, dass Museen eher unter der Woche als am Wochenende besucht werden, obwohl der Sonntag am meisten Leute anzieht.

Die Beweggründe der Besucher sind hingegen grösstenteils identisch mit jenen, die in anderen Ländern genannt werden: um sich eine Freude zu bereiten, um sich zu entspannen, hauptsächlich aber auch der Bildung willen. Die grosse Mehrheit lehnt es nämlich ab, ein Museum als einen Ort der Unterhaltung anzusehen. «Die Menschen sind sehr weit von einer rein konsumorientierten Vorstellung entfernt, was gewisse Verantwortliche, die ihre Institution in erster Linie als einen Ort des Konsums und der kulturellen Animation betrachten, nachdenklich stimmen sollte», sagt Arlette Mottaz Baran.

Auch der öffentliche Auftrag der Museen wird unterschiedlich bewertet: Die Besucherinnen und Besucher wünschen

Museumsbesuche dienen entscheidend dazu, soziale Kontakte zu pflegen...

...doch wollen die Leute in den Ausstellungen nicht primär unterhalten werden. Im Zentrum steht nach wie vor das thematische Interesse. Bilder (von oben nach unten): Museum für Gegenwartskunst Zürich, Tinguely-Museum Basel, Altes Gefängnis von Sion, Museum für Kommunikation Bern

sich diesen weit aktiver und dynamischer als die Verantwortlichen. Museen sollten nicht nur Wissen und Kulturerbe weiterreichen, sondern auch die Kritikfähigkeit anregen, die Kreativität fördern, zum Entdecken einladen. Nach dem Publikum soll das Kulturerbe einem möglichst breiten Publikum zur Verfügung stehen und der Zugang dazu stärker demokratisiert werden.

Eine Brücke schlagen

Das Bild des Museums als ein Tempel, der sich darauf beschränkt, Objekte und Bräuche früherer Zeiten auszustellen, wird durch diese Studie weitgehend aufgelöst. «Der Wunsch nach einer Mittlerfunktion rückt in den Vordergrund», stellt die Forscherin fest. «Das Museum hat die Aufgabe, eine Brücke zwischen verschiedenen raumzeitlichen Realitäten zu schlagen. Seine soziale Legitimation muss so weit gefasst sein, dass alle sich dafür begeistern und die Welt, in der wir leben, besser verstehen können.»

Museumsbesuche dienen aber vor allem dazu, soziale Kontakte zu pflegen. Die futuristische Idee eines gänzlich virtuellen Museums, das einzig via Computer und Internet zugänglich ist, scheint sich nicht mit den Vorstellungen zu decken, die sich die meisten Antwortenden von dieser kulturellen Institution machen. Im Gegenteil: Für sie würde ein solches Museum die Vereinsamung fördern.

Verankerung der kollektiven Identität

Aber die gewaltige Leidenschaft der Schweizer für diesen Ort ist noch nicht erklärt. Die Antwort könnte in der «unmittelbaren» Nähe zwischen Objekt, Erläuterung und Betrachter zu finden sein. Anders als die Publikumsmedien vermitteln Museen im Allgemeinen tiefgründigere und vollständigere Informationen zu einem Thema. Es ist denkbar, dass dieser Enthusiasmus ein Hinweis auf ein neues Bedürfnis nach Informationen ist, die nach eigenen Interessen gewählt werden können. Die Vermutung, dass die individuelle Wahl den Besuch des einen oder anderen Museums ausmacht, wird von der Mehrheit der Befragten bestätigt. Unabhängig vom jeweiligen soziologischen Profil geben sie thematisches Interesse als einen der Hauptgründe für einen Museumsbesuch an.

Gemäss der Lausanner Soziologin könnten Museumsbesuche aber auch eine Antwort auf die Individualisierung der Lebensweise darstellen. Dies ist jedenfalls ihre Hypothese. Angesichts der Vielfalt der von der heutigen Gesellschaft angebotenen Werte und Möglichkeiten könnten Museumsbesuche auch das Bedürfnis nach einer Verankerung der kollektiven Identität erfüllen und auf diese Weise den sozialen Zusammenhalt herstellen oder fördern, um so mehr als die meisten Schweizer Museen regional und lokal äusserst stark verwurzelt sind. ■

Befragung von mehr als 2000 Besuchern

Die von Arlette Mottaz Baran geleitete Untersuchung, die erstmalig in der Schweiz durchgeführt wurde, hatte zum Ziel, das gegenwärtige Museumspublikum zu identifizieren (Profil, Gewohnheiten, Beweggründe und Wünsche) und den Sinn eines Museumsbesuchs und den Auftrag der Museen besser zu verstehen. Gleichzeitig dient diese Studie auch dem Verband der Museen der Schweiz als Hilfsmittel für Verbesserungen. Die national erhobenen Daten über die Besucherinnen und Besucher sollten es den Verantwortlichen ermöglichen, die Strategien der Museen zu optimieren und das kulturelle Erbe besser zur Geltung zu bringen.

Diese Daten, die mit einer repräsentativen Befragung von einigen hundert Museen und mehr als 2000 Besuchern im ganzen Land erhoben wurden, dürften es der Schweiz schliesslich erlauben, an internationalen Vergleichsprogrammen teilzunehmen. Mangels zuverlässiger Angaben auf nationaler Ebene war dies bis anhin nicht möglich.